

mit *Im Blick*  
Das Magazin der  
**Diakonie**  
im Oldenburger Land

## Endlich Frieden

Das Oldenburger Land bietet Geflüchteten aus der Ukraine Schutz vor dem Krieg

### **GESUCHT: EHRENAMTLICHE**

Blexen sucht Unterstützung und bietet ein tolles Team

### **ALS DIE RUSSEN KAMEN**

Erinnerungen an das Trauma des II. Weltkriegs

### **DIGITALER PROTEST**

Warum auch Posts auf Instagram wirken

# Herr, deine **Güte** reicht bis an den Himmel und deine **Wahrheit** bis zu den Wolken.



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

ich gebe es zu: Noch bis zum 24. Februar gehörte ich zu denen, die zutiefst davon überzeugt waren, dass Kremlchef Putin keinen Angriffskrieg gegen die Ukraine befehlen würde. Ich habe mich getäuscht. Mehr noch, zentrale Parameter in meinem Wertesystem sind ins Wanken geraten, pazifistische Grundüberzeugungen bis ins Fundament erschüttert.

Aufgewachsen in der Zeit des sogenannten Kalten Kriegs hat die Konfrontation der beiden Blöcke mein Denken und Handeln entscheidend geprägt. Nach dem Zusammenbruch des Ostblocks wuchs die immer größer werdende Hoffnung, dass wir zumindest in Europa in der Lage seien, eine stabile Friedensordnung aufrechtzuhalten. Diese Hoffnungen in liegen nun in Trümmern. Auf viele Frage haben wir keine Antworten.

Hinzu kommen Entwicklungen, die uns Angst machen: die Corona-Pandemie und ihre andauernden Folgen; extreme Preissteigerungen, die den sozialen Frieden in unserem wohlhabenden Land infrage stellen. Auch das Thema Klimawandel duldet keinerlei Aufschub, ist in unserer Prioritäten-skala aber anscheinend weit nach hinten gerutscht.

In dieser Ausgabe von **horizont<sup>e</sup>** gehen wir vielen dieser Fragen nach. Lösungen können wir nicht anbieten, jedoch vielfältige Denkanstöße und Sichtweisen, die uns auch andere Blickwinkel ermöglichen.

Blieben Sie behütet!



DIRK-MICHAEL GRÖTZSCH  
Leitung Presse- und Öffentlichkeitsarbeit  
presse@kirche-oldenburg.de

## Wann hast du zuletzt einen Streit geschlichtet?



**ANNIKA HINRICHS** 26 Jahre  
Versicherungsfachwirtin, Varel

›Ich halte mich aus den Konflikten anderer nach Möglichkeit raus. Wenn ich mich aber doch mal einmische, frage ich grundsätzlich nach dem eigentlichen Grund des Streits – natürlich, ohne für eine der Seiten Partei zu ergreifen. Meiner Erfahrung nach ist die tieferliegende Ursache für Streitigkeiten meist die, dass die Menschen mit sich selbst oder ihrer Situation unzufrieden sind. Zum Glück war ich bislang noch nie in Handgreiflichkeiten verwickelt. Aber ich denke, dass ich in einer solchen Situation versuchen würde, zu vermitteln, oder notfalls Dritte oder die Polizei um Unterstützung bitten würde.‹



**JUTTA WILHELMS** 61 Jahre  
Verwaltungsfachangestellte, Schortens

›Neulich war ich bei einem Streit an der Supermarktkasse dabei. Die Kassiererin hatte eine Kundin darauf hingewiesen, dass sie eine Maske tragen müsse. Doch die Kundin weigerte sich vehement. Ich habe mich in der Situation nicht getraut, einzugreifen: Ich war einfach ratlos. Aber meine Freundin machte der Kundin klar, dass in dem Laden das Hausrecht gelte. Ich habe sie dafür bewundert und mich später geärgert, nicht auch so gehandelt zu haben. Ich war offenbar zu perplex, dass es bei uns zu solchen Aggressionen kommen kann.‹



**GEBHARD VON HIRSCHHAUSEN**  
57 Jahre  
Kirchenkreiskantor, Brake

›Ob ich mich in einen Streit einmische? Kommt darauf an, wie eng mein Verhältnis zu den Streitenden ist – und worüber sie streiten. In der Familie kann man sich kaum aus einem Konflikt heraushalten. Im Nachhinein denke ich aber oft, dass ich zu früh eingegriffen habe. Gelegentlich mische ich mich in einen Konflikt der Schulkinder ein, deren Weg an unserem Haus vorbeiführt. Das tue ich vor allem dann, wenn sich mehrere Kinder gegen ein einzelnes verbünden. Aber ganz im Ernst: Weiß ich, ob der Streit nicht hinter der nächsten Ecke wieder losbricht? Man sollte sich immer fragen, ob es sich lohnt, einzugreifen.‹



**DAGMAR SUDMANN** 58 Jahre  
Fachassistentin im Bischofsbüro, Oldenburg

›Konflikte möchte ich am liebsten immer gleich aus der Welt schaffen. Nur liegt das nicht allein in meiner Hand. Im Laufe der Jahre habe ich gelernt, zu unterscheiden: Wo kann ich etwas erreichen? Wo sind die Fronten zu verhärtet? Wieviel Energie kostet es mich – und ist es überhaupt gewollt? Wo steigt jemand vielleicht mit diesem Konflikt aus ›meinem Zug des Lebens‹ aus, der bis dahin einen langen Weg mit mir gefahren ist? Oder setzt sich auf einen anderen Platz? Konflikte anzugehen und nicht über sie hinwegzuschauen, das habe ich auch stets versucht, meiner Tochter zu vermitteln. Und dazu gehörte auch, dass ich manchmal abends an ihrem Bett saß und mich entschuldigt habe.‹



**MATTIS BÖNING** 20 Jahre  
FSJler, Damme

›Bei einem Streit um einen Parkplatz habe ich kürzlich versucht, mich einzumischen. Das ging leider völlig schief. Die beiden hörten einander überhaupt nicht zu. Sie ignorierten die Argumente des Gegenübers genauso wie meine Vermittlungsversuche. In meiner Familie klappt es mit dem Streiten viel besser. Aber ich finde, zu stark sollte man nicht eingreifen, wenn es nicht um die eigenen Probleme geht. Wird es handgreiflich oder werden gar Waffen gezogen, halte ich mich komplett raus.‹



**MANUELA ZU KLAMPEN** 35 Jahre  
Projektkoordinatorin,  
Bad Zwischenahn

›Als Mutter habe ich ständig mit kleineren Reibereien zu tun. Problematisch wird es, wenn sich die Konflikte der Kindergartenkinder auf die Eltern übertragen. Während sich die Kleinen am nächsten Tag wieder vertragen und miteinander spielen, fällt den Eltern das Abhaken schwerer – irgendwas bleibt immer hängen, auch wenn man wie ich versucht, sich nicht auf die eine oder andere Seite ziehen zu lassen. Ähnliches erlebe ich übrigens auch bei Konflikten am Arbeitsplatz: Sie werden nie ganz bereinigt. Im Streit kann es keine Gewinner geben; letztlich sind alle Verlierer.‹

UMFRAGE UND FOTOS: Michael Eberstein

## 15/ Lea Uffelmann engagiert sich auch mit ihrer Gitarre in der Kirche



## 8/ Endlich wieder unbeschwert miteinander spielen können



- 2 **GOTT UND DIE WELT**
- 3 **EDITORIAL**
- 4 **UMFRAGE**
- 6 **FLÜCHTLINGE IM PFARRHAUS**  
Ein friedlicher Platz zum Leben
- 8 **UKRAINEHILFE**  
Helfen, wenn Hilfe gebraucht wird
- 10 **AUS DEN GEMEINDEN**  
›Wir predigen nicht Politik, sondern das Wort Gottes‹
- 13 **MEINUNG**  
Erst Corona, jetzt auch noch Krieg – und Klima ist immer!
- 14 **MENSCHEN EHRENAMTLICH ENGAGIERT**
- 16 **DEM KRIEG ENTKOMMEN**  
Auf der Flucht
- 19 **ERINNERUNG** ›Die Russen kommen‹
- 20 **DER PERSÖNLICHE BLICK**  
Friedensaktivist Peter Tobiassen
- 22 **Pfarrer Fridtjof Amling**
- 24 **STANDPUNKT** Darf man für einen ›gerechten Frieden‹ Waffen liefern?, fragt Pfarrer Olaf Grobleben
- 25 **GEDANKENSPLITTER**  
Ansichten der Philosophin Helena Esther Grass
- 26 **KOLUMNE#GLAUBE** Virtuelle Protestmärsche
- 27 **STELLENANZEIGE** Social Media-Manager/in (m/w/d) in Blexen gesucht

## 19/ Musik hilft Renate Wenzel, ihr Kriegstrauma zu überwinden



### IMPRESSUM

**horizont<sup>e</sup>** ist das Magazin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg. Es erscheint dieses Jahr dreimal im Einzugsgebiet der oldenburgischen Kirche.  
**HERAUSGEBER:** Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg, Anschrift: **horizont<sup>e</sup>** Philosophenweg 1, 26121 Oldenburg, Telefon 0441/7701-193, presse@kirche-oldenburg.de, www.kirche-oldenburg.de **REDAKTIONSLEITUNG:** Hans-Werner Kögel, Dirk-Michael Gröttsch (V.i.S.d.P.)  
**TEXTCHEFIN:** Gunthild Kupitz, Hamburg **ART DIREKTION / PRODUKTION:** Designbüro Möhlenkamp & Schuldt, Bremen **BERATUNG:** Ulf Grüner, Hamburg  
**REDAKTIONELLE BEITRÄGE:** Jennifer Battram-Arenhövel, Anne Beelte-Altwig, Rainer Claus, Michael Eberstein, Gudrun Goldmann, Esther Helene Grass, Olaf Grobleben, Dirk-Michael Gröttsch, Uwe Haring, Matthias Hempel, Annette Kellin, Thomas Klaus, Hans-Werner Kögel, Annette Muschalik, Dietmar Reumann-Claßen **BILDNACHWEISE:** Titel: Tobias Frick // MWK/Brauers, Michael Eberstein, Tobias Frick, GAW, Uwe Haring, Annette Kellin, Hans-Werner Kögel, Annette Muschalik, Privat, Illustrationen: Björg Rühls **DRUCK:** Prull-Druck GmbH & Co. KG, Scheideweg 25–29, 26121 Oldenburg **PAPIER:** Recycling aus 100 % Altpapier **horizont<sup>e</sup>** ist beim 11. icma International Creative Media Award mit einem Award of Excellence für das herausragende Design der Zeitschrift ausgezeichnet worden. **FEEDBACK:** Bei Fragen und Anregungen schreiben Sie uns unter presse@kirche-oldenburg.de und abonnieren Sie unseren Newsletter unter www.kirche-oldenburg.de/horizonte, der Informationen zu den kommenden Ausgaben enthält.



FOTOS: Tobias Frick, Rainer Claus

Zu dritt in Deutschland (von li. nach re.): Die Verwaltungsangestellte Victoria und ihre Freundinnen, die Psychologin Olena und die Kosmetikerin Tetjana, entdecken Wilhelmshaven mit den Rädern.



# Ein friedlicher Platz zum Leben



Textnachrichten in die Heimat: Mit ihrem Smartphone hält Tetjana Kontakt.

›Mir wurde klar, dass die in Oldenburg niemanden haben, bei dem sie unterkommen können.«

Als am 24. Februar in der Ukraine der Krieg ausbrach, dauerte es gerade mal drei Wochen, bis Pfarrer Klaus Lemke-Paetznick gemeinsam mit katholischen Pfadfindern und dem Fuhrunternehmer Uwe Reemts einen Hilfstransport zur polnischen Grenze organisiert hatte. Von dort nahm er geflüchtete Familien mit – und brachte sie im Pfarrhaus unter.

TEXT UND FOTOS: ANNETTE KELLIN

**V**ictoria, Olena und Tetjana strahlen über das ganze Gesicht: Sie haben zum ersten Mal in ihrer eigenen Wohnung geschlafen, die die Stadt Wilhelmshaven für die drei 21-Jährigen organisieren konnte. ›Sie quatschen oft die halbe Nacht; in der gemeinsamen Zeit im Pfarrhaus war das manchmal schon etwas anstrengend‹, sagt Klaus Lemke-Paetznick und schmunzelt. Der 63-Jährige hat einen Teil seiner Pfarrdienstwohnung im Stadtteil Fedderwarden geräumt, um Platz für Flüchtlinge aus der Ukraine zu schaffen. Er selbst ist inzwischen ausgezogen und nutzt dort nur noch sein Büro.

Zeitweise lebten sechs Frauen mit vier Kindern zwischen eineinhalb und neun Jahren auf den 100 Quadratmetern, verteilt auf zwei Zim-

mer, Küche, Bad. An Ruhe war kaum zu denken. Die Enge, die Sorgen wegen der Situation in der Ukraine, die Angst um die Liebsten – klar, dass es immer wieder mal zu Spannungen kam. Doch darüber wollen die Frauen nicht reden. ›Es ist alles gut. Wir sind sehr dankbar für alles, was hier für uns getan wird‹, sagen alle sechs.

Es war Mitte März, als der Pfarrer zusammen mit Ehrenamtlichen einer katholischen Pfadfindergemeinschaft und weiteren Unterstützenden den ersten Hilfstransport zusammenstellte. ›Wir haben Medikamente, Verbandsmaterial, medizinische Hilfsmittel sowie Hygieneprodukte und Konserven eingepackt: Zwei Bullis und ein Lastwagen waren randvoll. Dass wir auf dem Rückweg Flüchtlinge mitnehmen würden, war von

Anfang an klar‹, sagt Lemke-Paetznick. Denn in Przemysl, ihrem Ziel nahe der polnisch-ukrainischen Grenze, waren nicht nur riesige Hallen als Umschlagplatz für Hilfsgüter errichtet worden, es gab auch ein Durchgangslager für Geflüchtete. Dort lebten die Flüchtlinge in sogenannten Boxen – ›je nachdem, in welche Region sie wollten‹, erklärt der Pfarrer. Dass nur wenige Norddeutschland als Ziel angegeben hatten, überraschte ihn. Die Begründung liefern die Frauen selbst. Doch weil keine von ihnen Deutsch kann und die Deutschen kein Ukrainisch, greifen alle nach ihren Handys, auch der Pfarrer. Der Vorschlag seiner Übersetzungsapp wird allerdings mit hochgezogenen Augenbrauen und Kichern quittiert. Irgendwann klappt es aber doch.

Es stellt sich heraus, dass die 29-jährige Tetjana gehört hatte, dass Oldenburg gut für Familien sei. Und so überzeugte sie, selbst Mutter von zwei Kindern, ihre eigene Mutter Nathalia, 51, sowie die Freundin ihres Bruders Sergej, die ebenfalls Tetjana heißt, mit ihren beiden Kindern nach Oldenburg zu gehen. Und die anderen Geflüchteten aus Przemysl? ›Viele wollen dorthin, wo sie Bekannte oder Verwandte haben‹, tönt es aus einem der Handys; deshalb seien Nordrhein-Westfalen und Süddeutschland beliebte Ziele.

Der Plan, die Neuankömmlinge im Pfarrhaus unterzubringen, erzählt Pfarrer Lemke-Paetznick, sei erst auf der Fahrt entstanden. ›Mir wurde klar, dass die in Oldenburg niemanden haben, bei dem sie unterkommen können. Also hat meine Frau schnell alles vorbereitet: den Kühlschrank gefüllt und die Betten bezogen.‹ Glücklich in Wilhelmshaven angekommen, sorgte Sergejs Freundin Tetjana bald dafür, dass drei Freundinnen von ihr auf dem Rückweg eines zweiten Hilfstransports mitgenommen werden konnten, eben Victoria, Tetjana und Olena.

Alle sechs Frauen sind dankbar, dass sie im Pfarrhaus leben können; doch zugleich machen sie sich die größten Sorgen um ihre Lieben daheim. ›Wir stehen in enger Verbindung mit unseren Familien und Freunden. Doch wenn wir sie nicht erreichen, machen wir uns sofort Sorgen‹, berichten sie. Der Pfarrer versucht dann, zu beruhigen: ›Manchmal gibt es aus militärischen Gründen Kommunikationsperren.‹

Die Frauen sprechen schon etwas Deutsch. Unterrichtet werden sie von einer früheren Grundschullehrerin, berichtet Lemke-Paetznick. Auch eine Ehrenamtliche aus der Kirchen-

gemeinde sei eine unglaublich große Hilfe: ›Sie organisiert alles, erstellt Tagespläne, um die Behördenangelegenheiten zu regeln, Einkäufe zu klären und Unterricht zu organisieren.‹

Die Frauen fühlen sich zerrissen: Einerseits schätzen sie die Hilfsbereitschaft in Fedderwarden sehr und bereiten alles für ein Leben in Deutschland vor. Andererseits wünschen sie sich nichts sehnlicher, als zurück in die Heimat zu können, wo jede von ihnen sich bereits etwas aufgebaut hatte – als Erzieherin oder Elektrotechnikerin, mit einem eigenen Lebensmittelladen, einem Psychologiestudium oder als Kosmetikerin. Nathalia beispielsweise war in ihrer Heimat Landwirtin.

Wenn Nathalia von ihrem Leben daheim in der Ukraine erzählt, wird sie wehmütig. Mit ihrem Mann hat sie einen Bauernhof. ›Als der Krieg begann, kamen alle, um sich und die Enkelkinder zu retten‹, sagt sie. Ob sie sich jetzt sicher fühlen? Die Frage löst eine lebhaft Diskussion aus, dann übernimmt Olena das Wort: ›Es ist sehr gut hier. Aber immer, wenn wir ein Flugzeug hören oder die Feuerwehr ausrückt, ist die Angst sofort wieder da.‹

Willkommen in Wilhelmshaven: Klaus Lemke-Paetznick öffnet sein Pfarrhaus für Geflüchtete.



# Helfen, wenn Hilfe gebraucht wird

Die Geflüchteten aus der Ukraine sind digital gut organisiert. Doch wenn praktische Unterstützung benötigt wird, packt die Diakonie im Oldenburger Land mit an und organisiert unter anderem in mehreren Gemeinden eine Kinderbetreuung.

TEXT: GUDRUN GOLDMANN FOTOS: TOBIAS FRICK

**L**ängst sind ukrainische Geflüchtete auch im Oldenburger Land angekommen. Die ersten trafen bereits eine Woche nach Kriegsbeginn ein. Es waren vor allem Mütter mit ihren Kindern sowie alleinstehende Frauen, die zumeist von Privatleuten mit eigenen Autos oder gemieteten Bussen direkt an der Grenze abgeholt wurden. Auch die Diakonie stellte einen Kleinbus zur Verfügung. Doch wie geht es nun weiter, vor welchen Herausforderungen stehen die Gemeinden? Ein Gespräch mit Saskia Kamp, Kreisgeschäftsführerin des Diakonischen Werks Delmenhorst/Oldenburger Land e.V.

*Etwas mehr als 1.000 Geflüchtete sind derzeit im Landkreis Oldenburg registriert, plus 680 in Delmenhorst. Wie konnten Sie als Diakonie unterstützen? Was tun Sie jetzt?*

**SASKIA KAMP:** Es war schnell klar, dass die städtischen Unterkünfte und privat zur Verfügung gestellten Zimmer und Wohnungen für

die vielen Menschen nicht ausreichen würden, sondern dass etliche auch in Turnhallen untergebracht werden müssten. Deshalb ist die Stadt Delmenhorst auf die Wohlfahrtsverbände zugekommen und hat sie gebeten, sich gemeinsam um die Hallen zu kümmern. Die AWO hat dann hauptamtliches Personal aus einer anderen Migrationseinrichtung zur Verfügung gestellt, das Deutsche Rote Kreuz unterstützt seitdem mit einer Corona-Teststation und der Essensversorgung der Hallen und wir, die Diakonie, sind mit hauptamtlichen Migrationsberatern dabei, die Sprechstunden in den Hallen anbieten, sowie mit Ehrenamtlichen, die dolmetschen oder übersetzen. Unser Ziel ist es, den Menschen das Ankommen zu erleichtern. *Gibt es weitere Angebote, die die Diakonie den Geflüchteten macht?*

Gemeinsam mit der Stadt Delmenhorst organisieren wir für die Mütter eine Kinderbetreuung: In zwei Kirchengemeinden haben wir eine Spielgruppe gegründet, eine dritte startet

demnächst. Damit möchten wir den Frauen ermöglichen, sich auszutauschen oder in der Zeit etwas für sich tun. Betreut werden die Kinder immer von einem Tandem, das aus einer Frau mit einem pädagogischen Hintergrund besteht und einer Person, die die Sprache beherrscht. Auch die Kirchengemeinden engagieren sich und bieten zusätzliche Aktivitäten an. Da wird dann sonntags mal zusammen gegrillt oder ein Ausflug organisiert. Das läuft gerade an – und es läuft richtig gut. *Welche Unterstützung wird denn besonders benötigt?*

Das ist sehr unterschiedlich. Interessanterweise wird gar nicht das benötigt, von dem wir anfangs dachten, dass die Geflüchteten es bräuchten. Die Ukrainerinnen und Ukrainer sind tatsächlich ziemlich gut organisiert. Sie nutzen verschiedene Facebookgruppen und andere Formen der Kommunikation. Deswegen ist es eigentlich das Wichtigste, sie auf die verschiedenen Online-Plattformen hinzuweisen, wie die der Stadt beispielsweise oder des Jobcenters. Dort gibt es alle relevanten Informationen auch auf Ukrainisch. Im Grunde müssen sie nur wissen, wie sie zu den Ämtern kommen und welche Hilfen es gibt. Alles andere kriegen sie sehr gut selbst hin. Bei den Geflüchteten aus Syrien und Afghanistan war das anders: Sie brauchten viel Unterstützung; ihnen musste man den Alltag in Deutschland erklären.

*Die Unterbringung in Turnhallen soll ja nur eine Übergangslösung sein. Wie schwierig ist es, richtige Wohnungen für die Geflüchteten zu finden?*

Wir haben hier in den Gemeinden eine wahnsinnig hohe Hilfsbereitschaft. Menschen kommen plötzlich mit Wohnraum um die Ecke, von dem wir gar nicht wussten, dass es den überhaupt gibt. Es ist so viel angeboten worden, das konnte noch gar nicht alles belegt werden. Mit einer eigenen Wohnung kommen die Menschen schnell in eine organisierte Tagesstruktur. Das ist fundamental, denn wenn man sich selbst darum kümmern muss, dass morgens und abends etwas zu Essen auf dem Tisch steht, hilft das, den Stress der Flucht und eines Lebens in der Fremde ein bisschen abzubauen. Das ist etwas anderes, als wenn man den ganzen Tag in einer großen Halle mit 100 anderen Menschen sitzt und nur darauf wartet, dass jemand einem das Essen hinstellt.

*Die meisten Geflüchteten sind Frauen und Mädchen. Einige von ihnen wurden in Deutschland Opfer sexueller Gewalt. Gab es solche Vorfälle auch in Ihrem Landkreis?*

In Oldenburg gab es tatsächlich zwei Fälle, bei denen Frauen nachts aus den Häusern geflohen sind, weil es eindeutig um Prostitution oder sexuelle Übergriffe ging. Und auch im pädophilen Bereich waren einige Männer unterwegs. Die hatten Frauen aufgenommen, weil sie sich an ihre Kinder ranmachen wollten. *Viele wollen ganz altruistisch helfen. Aber gut gemeint ist nicht immer gut gemacht. Wie sind da Ihre Erfahrungen?*

Es gab auch bei uns zahlreiche Initiativen, die gesagt haben: Wir holen die Menschen einfach zu uns! Die haben dann gemerkt, dass Deutschland eine Bürokratie hat, aber eben auch, dass es sinnvoll ist, die Aufnahme zu regeln. Anfangs war es eine ziemliche Herausforderung für die Städte und Kommunen, als plötzlich Hunderte von Leuten mit Bussen und Autos aus Polen hierhergeholt wurden. In Delmenhorst kam es dann allerdings auch häufiger vor, dass Gastgeber, wenn es nicht mehr gepasst hat, die Menschen nachts bei uns vor der Turnhalle abgesetzt haben und weggefahren sind. Die Städte und Kommunen haben sich zunächst geweigert, diese Menschen aufzunehmen, weil sie nicht den vorgesehenen Weg der Registrierung genommen hatten. Das hat sich zum Glück mittlerweile ein bisschen geändert.

*Wie ist Ihr Eindruck: Werden die Geflüchteten in Deutschland bleiben? Oder kehren sie so bald wie möglich in ihre Heimat zurück?*

Die meisten wollen nicht bleiben. Doch wenn sich die Situation in der Ukraine nicht verbessert, werden sie bleiben. Wir alle können nicht in die Glaskugel schauen, um zu erfahren, was in drei Jahren sein wird. Aber alles, was wir bislang von Fluchtbewegungen wissen, ist, dass es, je länger man sich ein Leben woanders einrichtet, umso schwieriger wird, alles wieder abzubrechen und zurückzugehen. 🌀

»Mit einer eigenen Wohnung kommen die Menschen schnell in eine organisierte Tagesstruktur.«

# ›Wir predigen nicht Politik, sondern das Wort Gottes.‹

Ein Gespräch mit Kreispfarrerin Martina Wittkowski und Pfarrer Dr. Oliver Dürr über den Krieg in der Ukraine, die Verunsicherung russlanddeutscher Gemeindeglieder im Oldenburger Münsterland und warum sie keine homogene Community sind.

TEXT UND FOTOS: UWE HARING

›Der Krieg ist immer wieder ein Thema in den Gottesdiensten und Fürbitten. Die Menschen sorgen sich ja um die Zukunft.‹

Als Kirche treten wir für den Frieden ein, sagt Martina Wittkowski. Sie ist Kreispfarrerin für das Oldenburger Münsterland und findet es gut, dass etwa in Lindern im Landkreis Cloppenburg vor jedem Gottesdienst eine Friedenskerze angezündet wird. Allerdings: ›Manche meiner Kolleginnen und Kollegen haben den Eindruck, dass einige russlanddeutsche Gemeindeglieder nicht mehr zum Gottesdienst kommen, weil wir uns als evangelische Kirche im Oldenburger Münsterland so deutlich gegen den Krieg positionieren.‹ Als Grund vermutet die 57-jährige Verunsicherung. Es sei für einige wohl nur schwer auszuhalten, ›wenn immer vom Krieg gesprochen wird, der von dem Land ausgeht, mit dem sie eine persönliche Geschichte verbindet.‹

Oliver Dürr, Pfarrer im 13 Kilometer entfernten Molbergen und Vorsitzender der Konferenz für Aussiedler-Seelsorge in der EKD, kann zumindest für seine eigene Gemeinde einen solchen Rückzug nicht bestätigen. Dabei hat etwa die Hälfte der gut 1.200 Gläubigen einen russlanddeutschen Hintergrund. ›Selbstverständlich ist der Krieg immer wieder auch ein Thema in Gottesdiensten und Fürbitten. Die Menschen machen sich ja Sorgen um die Zukunft und um das Schicksal aller Betroffenen.‹ Gleichzeitig betont der 53-Jährige: ›Wir predigen nicht Politik, wir predigen das Wort Gottes.‹ Dürr ist überzeugt, ›dass trotz der kirchlichen Positionierung gegen den Krieg die Gemeinde ihren Pastor gerade jetzt als Seelsorger braucht.‹ Doch damit die Menschen sich öffnen könnten, müsse er für alle da sein. Schließlich hätten auch alle Angst: ›Sowohl die russische Mutter als auch die ukrainische Mutter, die beide ihren Sohn im Krieg wissen.‹

›Ich habe noch niemanden getroffen, der oder die sagt: ‚Ich stehe auf Putins Seite‘ oder ‚Ich finde diesen Krieg berechtigt‘, betont Wittkowski. Sie kann nachvollziehen, wenn sich Russlanddeutsche mit der Situation überfordert fühlen. ›Viele sind beispielsweise noch in Kasachstan aufgewachsen. Sie haben erlebt und erfahren, dass Putin nach dem Zerfall der Sowjetunion vieles wirtschaftlich positiv bewegt hat.‹

OLIVER DÜRR, PFARRER DER EV.-LUTH. KIRCHENGEMEINDE MOLBERGEN IM LANDKREIS CLOPPENBURG



MARTINA WITTKOWSKI, KREISPFARRERIN FÜR DAS OLDENBURGER MÜNSTERLAND

›Wichtig ist mir, dass wir miteinander im Gespräch bleiben – und dass wir gemeinsam den Frieden suchen.‹

Auch Dürr wirbt für einen differenzierten Blick auf das Thema. ›Viele Russlanddeutsche hier in Süddoldenburg stammen nicht aus Russland, sondern aus Kasachstan oder Usbekistan.‹ Viele Vorurteile zwischen Ukrainern und Russen gebe es bereits seit Jahrzehnten – seien nicht durch den aktuellen Krieg entstanden. ›Es geht um ungute geschichtliche Ereignisse und Personen. Die haben viel mit Stalinismus zu tun, mit dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht, mit den Hungersnöten der 1920er- und 30er-Jahre in der Ukraine, mit der ukrainischen Identität innerhalb der Sowjetunion.‹ Manche Empfindlichkeiten, Kränkungen und auch Feindbilder seien ›aber erst jetzt aufgeplopt.‹ Auch sie gehörten ›in das gesamthistorische Gedächtnis dieses großen, bedeutenden osteuropäischen Kulturkreises.‹ Das alles müsse man wissen und bedenken, so Dürr.

Differenzierung, betont der promovierte Theologe, sei auch mit Blick auf die Generationen wichtig: Die älteren Russlanddeutschen hätten zunächst in der Heimat und später in Deutschland ›ihre Erfahrungen gemacht – und die waren weder immer nur gut, noch immer nur schlecht.‹ Und die junge Generation, die hier und vielleicht sogar im Landkreis Cloppenburg geboren ist? ›Die sagen oft: ‚Was habe ich damit zu tun? Wie soll ich zu den Russen stehen? Ich bin doch gar keiner ...‘.‹

Wohl auch deshalb hält Dürr es für ›keine gute Herangehensweise, von zwei Lagern zu sprechen.‹ Die meisten Russlanddeutschen seien ›unsicher, wie sie sich zu den jetzt geäußerten extremen Positionen verhalten sollen: Sie zählen

sich nämlich gar nicht dazu.‹ Der Grund: ›Die russlanddeutsche Community ist weder eine ukrainische noch eine russische.‹

Und was rät Wittkowski ihren Gemeinden? Eine Ansage zum einheitlichen Umgang mit dem Krieg in der Ukraine sei nicht nötig, sagt die Kreispfarrerin, sie vertraue auf die Kompetenz der Kollegenschaft. ›Wichtig ist mir aber, dass wir miteinander im Gespräch bleiben – und dass wir gemeinsam den Frieden suchen.‹ ➔➔➔

## Hintergrund

Der Anteil der russlanddeutschen Bevölkerung schwankt in den Gemeinden im Kirchenkreis Oldenburger Münsterland zwischen einem Drittel und zwei Dritteln. Zusammen mit anderen Zugezogenen aus Ländern der ehemaligen Sowjetunion stellen sie mehr als die Hälfte der etwa 50.000 Lutheranerinnen und Lutheraner. Seit dem Fall der osteuropäischen Grenzen – und insbesondere seit den 1990er Jahren – lassen sie sich in den Landkreisen Cloppenburg und Vechta nieder und werden dort heimisch.

›Durch ihre junge Altersstruktur haben Russlanddeutsche die Kirchengemeinden zu neuer Blüte geführt,‹ sagt Oliver Dürr, Pfarrer der Ev.-luth. Kirchengemeinde Molbergen im Landkreis Cloppenburg und Vorsitzender der Konferenz für Aussiedler-Seelsorger der EKD.

›Für russlanddeutsche Menschen, die sich in Russland oder in Kasachstan immer als Deutsche verstanden haben, ist die russische Kultur ein Teil ihres Lebens, ein Stück Heimat,‹ weiß Kreispfarrerin Martina Wittkowski. ›Für sie ist es deshalb schwer auszuhalten, dass Russland jetzt als Aggressor im Fokus steht.‹ Fragen nach ihrer Identität, nach der Identität ihrer Familie verunsicherten diese Menschen.

## Drei Fragen an...

VALENTINA GISS



Valentina Giss, 52, engagiert sich als Kirchenälteste in der Gemeinde Friesoythe-Sedelsberg-Bösel.

V

Valentina Giss stammt aus Kasachstan. Sie war 21, als sie mit ihren Eltern und ihrem Bruder 1991 nach Deutschland kam. Ein Jahr später zog die Zahnmedizinische Fachangestellte nach Bösel im Landkreis Cloppenburg. Die Mutter zweier erwachsener Töchter engagiert sich schon lange in der Ev.-luth. Kirchengemeinde Friesoythe-Sedelsberg-Bösel, seit 2018 ist sie Kirchenälteste. Von den 6.171 Gemeindemitgliedern haben schätzungsweise 30 bis 50 Prozent russlanddeutsche Wurzeln.

#### Wie stark beschäftigt Sie der Krieg in der Ukraine?

Die ersten Tage und Wochen nach dem 24. Februar haben meine Familie sehr erschüttert: Wir haben keinen Bezug zu Putin, sind aber gegen seinen brutalen Krieg. Wir haben viel über die Ereignisse gesprochen. Uns alle hat das emotional stark mitgenommen. Mittlerweile haben wir etwas Abstand gewonnen. Ich kenne hier nur wenige Russlanddeutsche, die Putins Ansichten und seine Ziele unterstützen. Allerdings haben wir auch Bekannte, die wir seit Jahren kennen, die den Krieg verharmlosen. Zu denen sind wir deshalb auf Distanz gegangen.

#### Wie informieren Sie sich über das Geschehen in der Ukraine?

Wir schauen deutsches Fernsehen, hören deutsche Radio-Sender und nutzen das Internet. Vor allem mein Mann recherchiert viel im Netz über die Situation in der Ukraine. Er hat seit

den 1980er-Jahren einen Freund, mit dem er seither und auch über die große Entfernung Kontakt hält – früher über Briefe, heute über WhatsApp. Wir selbst schauen schon seit Jahren kein russisches Fernsehen: Die Propaganda dort beeinflusst die Menschen.

#### Wie wirkt sich der Krieg auf Ihren Alltag und das Gemeindeleben aus?

Als Russlanddeutsche bin ich bislang nicht angefeindet worden. Ich befürchte auch keinen Konflikt zu diesem Thema in unserer Kirchengemeinde. Russlanddeutsche sind sehr zurückhaltend bei politischen Themen – und bei diesem Krieg ganz besonders. Manche aus Unsicherheit, andere aus Bequemlichkeit oder aus Unwissenheit. Im Gottesdienst wird jedoch für das Ende des Krieges gebetet und für alle, die unter ihm leiden. Wir haben auch eine Spendenaktion gestartet und sammeln nach dem Gottesdienst. Das Geld wird an die *Ukrainehilfe Bösel* weitergeleitet, die davon dann Lebensmittel, Medikamente und Verbandsmaterial kauft und was sonst noch vor Ort gebraucht wird.

Wegen der Pandemie kommen generell weniger Leute zu den Gottesdiensten. Seit Kriegsbeginn habe ich aber keine gravierenden Veränderungen beobachtet. Ich wüsste auch nicht, warum Russlanddeutsche gerade jetzt nicht zur Kirche gehen sollten. Im Gegenteil. Ich hoffe stark darauf, dass die Leute zur Kirche kommen, um zu beten und Gemeinschaft zu suchen. ☺

INTERVIEW UND FOTO: UWE HÄRING

meinung

## Erst Corona, jetzt auch noch Krieg – und Klima ist immer!

Die Krisen in der Welt sind regelmäßig Thema in den Konfirmationen. Wie aber geht man mit ihnen um? Welche Aufgaben kann Kirche dabei übernehmen? Und warum ist ihre Rolle so wichtig? Anmerkungen von Pfarrer Matthias Hempel.

Auf dem Altar brennen Kerzen, Konfis haben sie anlässlich des Krieges in der Ukraine angezündet. Dann betet die Pastorin für den Frieden und alle gemeinsam sprechen das Vaterunser. Eines der Mädchen fehlt. Sie hat Corona. Die Teamerin hakt ihren Namen auf der Anwesenheitsliste routiniert als entschuldigt ab: Irgendjemand fällt gerade immer aus.

Anderer Ort, andere Zeit. Im Rahmen eines regionalen Konfi-Tags werden Fotos von Jugendlichen mit ihren Protestschildern gemacht. Auf einem ist zu lesen: ›Hält leider nicht einfach so Abstand – der Klimawandel.‹ Angefertigt wurde es für die bundesweite Aktion von Brot für die Welt unter dem Motto *Eine Welt. Ein Klima. Eine Zukunft*. Die 64. Spendenaktion startet dieses Jahr am Ersten Advent in Oldenburg.

Die aktuellen Krisen – sie sind auch für die Konfirmandinnen und Konfirmanden allgegenwärtig. Oft tauchen sie als Themen in den Konfi-Runden auf. So wie jetzt. Dann gestalten die Jugendlichen Buttons mit dem Peace-Zeichen in Blau und Gelb, schreiben und verschenken Hoffnungsbotschaften, bemalen Sitzbänke und Kreuze farbenfroh mit christlichen Symbolen und Sprüchen, formulieren Fürbitten für den Gottesdienst.

Doch manchmal, wenn die Konfis Fragen und Zweifel äußern, kann es wichtig sein, auch Gespräche anzubieten, um Gefühlen, Ängsten und Sorgen Raum zu geben. Denn während sich die einen in düsteren Weltuntergangsstimmungen verlieren, konzentrieren sich andere nur auf das, was gerade dran ist. Doch auch wenn die Schatten auf der Seele von Kindern und Jugendlichen nicht immer offensichtlich sind – sie sind spürbar. Kirche bietet Zeit und Halt für alle, die genau das gerade brauchen.

Je nachdem, ob und wie stark jemand persönlich betroffen ist und wie gut die globalen Krisen in Familie und Schule thematisiert werden, kann es eine zusätzliche Chance sein, sich ihnen in der Konfizeit zu stellen. In der Begegnung mit Kirche und christlichem Glauben bietet sich jungen Menschen die Möglichkeit, über Lebensfragen nachzudenken: Wie will ich leben? Was ist gerecht? Wie sieht die Zukunft aus?

Die Bibel, kirchliche Traditionen und Menschen in unseren Kirchengemeinden unterstützen auf der Suche nach Antworten. Dabei kann, darf und soll es durchaus kontrovers zugehen. Beispielsweise bei einem generationsübergreifenden Gespräch zum Thema Waffenlieferungen verbunden mit einer zentralen Aussage Jesu aus der Bergpredigt: Selig sind, die Frieden stiften!

Ein öffentlicher Ort der Beschäftigung mit Krisen-Themen waren zuletzt auch die Konfirmationen selbst: In manchen Gottesdiensten spielte ein Kompass eine Rolle, als Symbol für den Glauben als gute Orientierungshilfe, in anderen ein Rucksack, gefüllt mit schönen Erinnerungen an die Konfizeit. Er soll Mut machen für die Zukunft. Und immer war die großartige Verheißung aus dem 2. Brief an Timotheus 1,7 dabei: ›Der Geist, den Gott uns geschenkt hat, lässt uns nicht verzagen. Er gibt uns Kraft, Liebe und Besonnenheit.‹

#### Für konkrete Fragen und Beratung gibt es die Pfarrstelle für Konfizeit:

Pfarrer Matthias Hempel  
Telefon 0441-7701-421 oder 0176-20217415  
konfizeit@kirche-oldenburg.de  
www.kajak-ol.de, www.arp-ol.de



**Pfarrer Matthias Hempel** ist zuständig für die Konfirmandenarbeit in der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg.



›Wer sich politisch betätigt, erlebt die verschiedensten Menschen in unterschiedlichsten Lebenssituationen.«

Für Politik interessiert sich Weiß, seit er in der achten Klasse war. Damals ist ihm zum ersten Mal bewusst geworden, dass nicht alle Menschen die gleichen Bildungschancen haben. Mit 16 wurde er Mitglied der Linken, trat zwei Jahre später für sie bei der Bundestagswahl an, als jüngster Kandidat in Niedersachsen. Gewählt wurde er allerdings nicht. Nach Querelen mit seiner Partei wechselte der Politik- und Rechtswissenschaftsstudent zur SPD. Dort arbeitet er unter anderem als Vorsitzender der Nachwuchsorganisation Jusos und Chef der Arbeitsgemeinschaft SPD-Queer Oldenburg-Wesermarsch. Weiß ist selbst schwul.

›Wer sich politisch betätigt, erlebt die verschiedensten Menschen in unterschiedlichsten Lebenssituationen«, sagt er. ›Zum Beispiel im Wahlkampf oder an Infoständen auf dem Marktplatz. Das ist extrem spannend.« Und: Vor Ort lasse sich ganz direkt Konkretes bewirken. Unter anderem hat sich Weiß gemeinsam mit Gleichgesinnten erfolgreich dafür eingesetzt, dass Nordenham zum ›sicheren Hafen‹ für Flüchtlinge erklärt wurde.

Gestalten und Impulse setzen – das ist nach den Erfahrungen von Weiß auch in der Kirche möglich. Von 2018 bis 2021 war der 23-Jährige Ersatzältester im Gemeindegemeinderat; seit dem vergangenen Jahr ist er ›richtiges‹ Mitglied in diesem Gremium – und mit deutlichem Abstand das jüngste. Doch trotz des großen Altersunterschieds werde er von seinen Kolleginnen und Kollegen ernst genommen; seine Ansichten zu Klimaschutzfragen oder zur Vielfalt der Gesellschaft seien gewünscht.

Andere junge Menschen hätten ebenfalls das Bedürfnis nach Halt und Orientierung. Die Kirche könne manche von ihnen ›abholen‹. Dafür müsse sie jedoch nach Meinung von Weiß zum Beispiel in den Sozialen Medien aktiver sein und andere Gottesdienstformen ausprobieren, die näher dran sind an der jüngeren Generation. Weiß betont: ›Der Glaube ist mein Anker, und das gerade in schwierigeren Zeiten.«

THOMAS KLAUS

## Glaube ist mein Anker

LEON WEISS 23 JAHRE

engagiert sich – in der Kirche und in der Kommunalpolitik

Es kommt selten vor, dass Leon Weiß an einem Tag keinen Termin in seinem Kalender stehen hat. Der 23-Jährige aus Nordenham im Landkreis Wesermarsch engagiert sich nämlich doppelt: sowohl in der Kirche als auch in der Kommunalpolitik – und beide Male in vorderer Reihe. Die Aktivitäten lassen sich seiner Ansicht nach gut miteinander verbinden. Schließlich gehe es stets darum, ›die Welt ein bisschen besser zu machen.«

Schon als Kind habe er ein ›ausgeprägtes Gerechtigkeitsempfinden‹ gehabt, erinnert sich Weiß. Vielleicht liegt das auch an seiner Herkunft: Der Vater ist Russlanddeutscher; die Mutter hat russische und ukrainische Wurzeln. Ausgrenzung und Diskriminierung kennt Weiß; er und seine Familie haben sie immer wieder erfahren.

## In der Kirche wirken

LEA UFFELMANN 19 JAHRE

arbeitet begeistert in den Gremien von ejo und der EKD mit

Auch wenn für Lea Uffelmann noch völlig unklar ist, wo sie ab Herbst Hebammenwissenschaften studieren wird – klar ist für sie aber eines: ›Ich werde auf jeden Fall in der Kirche aktiv bleiben.«

Die 19-Jährige gehört seit 2018 der Vollversammlung der Evangelischen Jugend Oldenburg (ejo) an und wurde im vergangenen Jahr in die Jugendkammer der EKD gewählt, das höchste Gremium kirchlicher Jugendarbeit in den evangelischen Kirchen in Deutschland. In beiden Gremien engagiert sie sich vor allem für zwei Themen: Nachhaltigkeit und die Vielfalt



der Gesellschaft. Auch deshalb, weil sie aus der Vergangenheit weiß: ›Wir können innerhalb der Kirche einiges bewirken.« Denn die ejo äußert sich auch zu diesen Punkten kritisch, trifft Entscheidungen und versucht, diese dann über den Jugendbereich hinaus in die Kirche zu tragen. Uffelmann findet: ›Es ist ein sehr gutes Gefühl, wenn unsere Beschlüsse größere Kreise ziehen und außerhalb der ejo auf fruchtbaren Boden fallen.« Die Beschlüsse in den Gremien werden stets intensiv vorbereitet, berichtet sie. Oft werden Referentinnen und Referenten dazu geladen und zunächst fremde Themen in vielen Facetten beleuchtet – ein großer Lerneffekt, der die Mitwirkenden auch individuell weiterbringe.

Auch sie selbst profitiere von der Arbeit in den Gremien, sagt sie, denn sie lerne eine Menge dabei, so zum Beispiel über Rhetorik. Außerdem ermögliche ihr die Kirche unterschiedlichste Weiterbildungen und sogar Reisen. Erst kürzlich hat sie an einem Segeltörn in den Niederlanden teilgenommen, der nicht nur Vergnügen bedeutete, sondern natürlich auch Gremienarbeit.

Was die junge Frau bei ihren Tätigkeiten als Ehrenamtliche am meisten fasziniert? Der besondere Kontakt zu Gleichgesinnten. ›Es ist schon seltsam: Ich treffe dort Menschen zum ersten Mal und empfinde sofort eine Bindung zu ihnen«, beschreibt sie das Phänomen.

Dass sich Uffelmann in der Kirche engagiert, hat mit einer anderen großen Leidenschaft zu tun: der Musik. Querflöte, Gitarre, Saxophon und Klavier – das Spektrum ihrer Fähigkeiten ist breit. Schon im Konfirmandenunterricht in Sage bei Großenkneten fiel ihr Talent auf – und wurde gerne eingesetzt. Noch heute wird Lea Uffelmann häufig gefragt, ob sie Lust habe, Gottesdienste oder kirchliche Versammlungen musikalisch zu begleiten. Das macht sie gerne, auch wenn ihre Zeit manchmal etwas knapp ist. Schließlich ist die junge Frau auch noch bei der Johanniter-Unfallhilfe aktiv. Für die leistet sie vor allem Sanitätsdienste bei Veranstaltungen. Und wenn es dabei mal ernster wird? ›Dann hilft mir mein Glaube.«

THOMAS KLAUS

›Es ist ein gutes Gefühl, wenn unsere Beschlüsse auf fruchtbaren Boden fallen.«





Die Häuser sind zerstört, doch die Hoffnung der Menschen lebt.

Gespendete Kleidung für Geflüchtete in Litauen (Foto li.) und Brote aus der Diakoniebäckerei in Beregszász helfen Kindern und ihren Familien.



# Auf der Flucht

**Erschöpft kommen viele ukrainische Geflüchtete im Westen ihres Landes an. Zahlreiche evangelische Christinnen und Christen haben dort jedoch ihre Heimat bereits verlassen und können ihnen nicht helfen. Der Krieg stellt deshalb nun auch sie vor die Entscheidung: Gehen oder bleiben?**

TEXT: ANNE BEELTE-ALTWIG

# M

arische kann die Leichen, die an Händen und Füßen in ihrer Straße lagen, nicht vergessen. Zu tief haben sie sich die Bilder in ihren Kopf eingebrannt. Genauso wie jener Ort ganz in der Nähe ihres Hauses, von dem alle wussten: Hierher verschleppen russische Soldaten ukrainische Frauen und Mädchen, um sie zu vergewaltigen.

»Als sie davon erzählte, kamen ihr die Tränen«, berichtet Enno Haaks, Geschäftsführer des Gustav-Adolf-Werks (GAW) in Leipzig. Im Mai war er in die Westukraine gereist, um sich selbst ein Bild von der Lage zu machen. Vor allem aber auch, um den evangelischen Christinnen und Christen dort zu versichern: Wir in Deutschland vergessen euch nicht.

Marischa stammt aus Butscha, jener Stadt, die in der ganzen Welt als Symbol für die Kriegsverbrechen der russischen Armee bekannt geworden ist. Einen Monat lang hatte sich die ältere Dame in ihrem Keller versteckt, hatte



Wer zu alt war, um aus Odessa zu fliehen, bekommt Wasser und Lebensmittel.

auf offenem Feuer ihr Essen zubereitet – wenn es denn überhaupt etwas gab, was sie kochen konnte. Dann glückte ihr die Flucht in die Westukraine. Sie fand Zuflucht in Beregszász, wo die reformierte Gemeinde ihr Internat kurzerhand zur Flüchtlingsunterkunft umfunktionierte. Dort lebt Marischa derzeit mit etwa 80 weiteren Geflüchteten, die aus den unterschiedlichsten Regionen der Ukraine stammen: aus Kiew, Charkiw, Cherson und Mariupol. Die meisten von ihnen sind Frauen wie Marischa, die in Wirklichkeit anders heißt. Doch sogar jetzt hat sie noch Angst, ihre echte Identität preiszugeben.

Beregszász ist eine Stadt mit etwa 26.000 Einwohnerinnen und Einwohnern im Westen der Ukraine, genauer: in der Oblast Transkarpatien. Der

Ort ist eine wichtige Zwischenstation für Geflüchtete, die weiter nach Westen wollen. Das Gebiet grenzt an Polen, die Slowakei, Ungarn und Rumänien. Offiziell sind 280.000 Geflüchtete in der Region registriert. Dazu kommen schätzungsweise 100.000 Schutzsuchende ohne Registrierung. In der Westukraine, erzählt Haaks, könne man sich relativ ungefährdet bewegen. Allerdings: »60 Kilometer von uns entfernt ist eine Rakete eingeschlagen.« Wirklich sichere Orte gebe es in der Ukraine nicht mehr, fürchtet Haaks.

Die Reformierte Kirche in Transkarpatien tut alles, um zu helfen. In den Pfarr- und Gemeindehäusern haben die Christinnen und Christen insgesamt etwa 2.000 Menschen aufgenommen. Das sind fast fünf Prozent aller Geflüchteten, die in der Region gestrandet sind. Doch es sind immer weniger Gemeindemitglieder vor Ort, die helfen könnten. Denn auch in Transkarpatien entscheiden sich viele für die Flucht in die EU. Bis 1918 gehörte die Region zum Königreich Ungarn, nach wie vor wird hier Ungarisch gesprochen. Die Menschen besitzen in der Regel einen ukrainischen und einen ungarischen Pass. Damit können sie überall in der EU wohnen und arbeiten. »Gehen oder bleiben?«, fragen sich Geflüchtete und Einheimische in der Westukraine gleichermaßen. Für Marischa ist auf jeden Fall klar: Sie will nicht wieder zurück nach Butscha.

Egal, wie die Menschen sich entscheiden: Haaks stellt klar: Das Gustav-Adolf-Werk ist an ihrer Seite. »Solange unsere Partner in der Ukraine sagen, dass sie bleiben, unterstützen wir sie

dabei.« Aber auch denen, die in die Nachbarländer geflüchtet sind, hilft das GAW vor Ort.

Viel dramatischer als die Situation der reformierten Kirche in Transkarpatien ist die der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Kirche in der Ukraine. Ihre Gemeinden befinden sich zum großen Teil im Osten des Landes, wo die russische Armee mit massiver Gewalt vorrückt. Sieben Gemeinden waren bereits 2014 verloren, als Russland die Krim annektierte. →→→

Die Mitarbeitenden des ungarischen reformierten Hilfswerks unterstützen die Menschen auch in Transkarpatien.

## Evangelische Christinnen und Christen in der Ukraine

Im 18. und 19. Jahrhundert warben die Zarrinnen und Zaren deutsche Siedlerinnen und Siedler an, sich unter anderem im Gebiet der heutigen Ukraine niederzulassen. Sie brachten ihre Sprache und ihren lutherischen Glauben mit und bewahrten beides bis heute. Die Deutsche Evangelisch-Lutherische Kirche in der Ukraine (DELKU) hat rund 1.000 Gemeindemitglieder in 15 Gemeinden, vorwiegend im derzeit umkämpften Osten der Ukraine. Rund zwei Drittel der Mitglieder sind aktuell aus ihrer Heimat geflüchtet.

Mit 63.000 Mitgliedern über 18 Jahren und 108 Gemeinden ist die Reformierte Kirche in Transkarpatien (RKT) deutlich größer. Die reformierten Christinnen und Christen gehören zur ungarischsprachigen Minderheit in der Ukraine. Bis zum Ersten Weltkrieg war Transkarpatien Teil von Ungarn, wo es seit 1567 eine reformierte Tradition gibt. Rund ein Drittel der Mitglieder sind aktuell auf der Flucht.



Das GAW versorgt Geflüchtete mit Lebensmitteln (Foto u.) und baut eine Kitagruppe in der Slowakei auf (ganz u.).



Als Bischof der Reformierten Kirche in Transkarpatien verteilt Sándor Zán Fábián gespendete Matratzen an die Flüchtlingsunterkünfte.

## Auf der Flucht



Im April 2022 beteten die Christinnen und Christen ganz besonders für Arthur Koshevnikov, den Vorsitzenden des Kirchenvorstandes der lutherischen Gemeinde in Berdjansk. Er wurde fast zwei Wochen lang vom russischen Militär festgehalten. Seine Angehörigen erfuhren nichts über sein Schicksal, bis er plötzlich wieder freigelassen wurde. »Die Aktion war vermutlich reine Willkür«, sagt Haaks. Die Gemeinden seien weder politisch aktiv, noch forderten sie die Besatzer heraus. Trotzdem lebten sie in ständiger Angst, zur Zielscheibe zu werden. Im Dorf Smijwka nahe Cherson durchsuchten russische Sol-

daten Haus um Haus. Sie erschossen die Hunde und beschlagnahmten die Mobiltelefone der Bewohnerinnen und Bewohner. Rund zwei Drittel der Kirchenmitglieder sind mittlerweile aus ihrer Heimat geflohen. Niemand kann sagen, wie evangelisch-lutherisches Leben in der Ukraine in Zukunft aussehen wird.

Trotz – oder gerade wegen – dieser Extremsituation sind die Kirchen voller als vor dem Krieg. Als Leipziger ist Haaks davon nicht überrascht. »Wenn die Leute etwas bedrückt, kommen sie nach wie vor montags zu den Friedensgebeten in die Nikolaikirche. Das ist in der Ukraine ähnlich.« Seit seiner Rückkehr arbeitet Haaks daran, den Christinnen und Christen in Deutschland zu sagen: »Ihr könnt etwas tun.« Ob Gebete, Geldspenden, sparsamer Umgang mit Energie oder praktische Unterstützung für die Geflüchteten vor Ort: Es gibt zahllose Möglichkeiten zu helfen. Das Gustav-Adolf-Werk stattet die lutherische Kirche in der Ukraine demnächst mit einem Minibus aus. Die Diakonie wird mit Zuschüssen für Gas, Strom und Benzin unterstützt, denn: »Die Kirche muss beweglich bleiben, um bei den Menschen zu sein.«

### Gustav-Adolf-Werk

Das Gustav-Adolf-Werk (GAW) hilft protestantischen Minderheitskirchen in 40 Ländern der Welt. Dazu arbeitet es mit lutherischen, reformierten und unierten Partnern in Europa, Lateinamerika und Asien zusammen. Das GAW ist das älteste evangelische Hilfswerk in Deutschland. 1832 wurde es in Leipzig gegründet. Nach der Wiedervereinigung Deutschlands hat es seine Zentrale wieder am Gründungsort. In der oldenburgischen Kirche engagieren sich eine Hauptgruppe und eine Frauengruppe des GAW für die Diasporakirchen.

»Wir haben bislang faktisch in elf Ländern geholfen«, sagt Maaja Pauska vom GAW: »Die meisten Summen bewegen sich zwischen 2.000 und 5.000 Euro und ergeben zusammen dann 272.700 Euro.«

### Spendenkonto GAW Oldenburg:

Landessparkasse zu Oldenburg / IBAN: DE97 2805 0100 0000 4125 93  
BIC: SLZODE22XXX / www.gaw-oldenburg.de

## »Die Russen kommen«

Der Angriff Russlands weckt Erinnerungen an alte Ängste. So auch bei der Wilhelmshavenerin Renate Wenzel, die als Kind den Zweiten Weltkrieg miterlebt hat. Text: Pfarrer Rainer Claus

Viele Jahre lang träumte sie Nacht für Nacht den immergleichen Albtraum: »Ich bin auf einer dunklen, gepflasterten Straße, ringsherum hohe Häuser – und dann kommt die Angst auf mich zu.« Die Angst – das sind die Russen. Renate Wenzel ist acht, als die Soldaten der Roten Armee im April 1945 ihr Dorf in Niederschlesien erobern. Ihr Vater versteckt sie und ihre Schwester unter Decken auf der Rückbank seines Autos und flieht mit der Familie noch in der gleichen Nacht. »Ich bekam keine Luft – es war furchtbar.«

77 Jahre sind seitdem vergangen, doch nichts davon hat die heute 86-jährige vergessen. Nicht dieses panische Gefühl, ersticken zu müssen, nicht den schweren Autounfall, nicht die langen Fußmärsche durch dunkle Wälder. Noch immer hört sie in ihrem inneren Ohr das dumpfe Panzergrollen, spürt noch immer die tiefe Erschöpfung dieser nicht enden wollenden Wochen. Vergessen hat Wenzel aber auch nicht die Frau, die sie unterwegs traf. »Bleib'n S' mal steh'n.« Dann brachte uns die Hessin einen Teller mit frisch gebackenen Waffeln – für uns übermüdete Kinder war das ein Geschenk ohnegleichen. Wenn ich an diese Frau denke, bete ich oft für sie.«

Wenzels Angst und ihre Albträume verschwanden erst, als sie mit 18 ihren späteren Mann Klaus kennenlernte. Er starb vor einem Jahr. Der Zweite Weltkrieg ist bei den Montagsrunden in der Heppenser Kirche in Wilhelmshaven, zu der auch Wenzel regelmäßig kommt, immer wieder ein Thema – und das schon lange vor dem Angriff Russlands auf die Ukraine.

Doch für heute Nachmittag haben wir uns bei ihr zu Hause zum Gespräch verabredet. Renate Wenzel hat sich Notizen zu den wichtigsten Ereignissen von damals gemacht. Auch wenn die nun bald acht Jahrzehnte zurückliegen – an diesem Nachmittag sind sie ganz nah. Wenzel erzählt von der strapaziösen Flucht von Niedersteine in Schlesien nach Kassel in Hessen, immer angetrieben von dem Gefühl: Die Russen kom-

men. »Wissen Sie, Herr Pastor, ich glaube, die Flucht hat mich in meinem Wesen gezeichnet. Da ist immer dieses Gefühl: Du musst wegrennen. Dabei weiß ich ja, dass das nicht nötig ist. Aber ich schlafe auch heute keine Nacht durch.«

»Haben Sie Angst, dass die Russen jetzt wieder kommen?«, »Ja, auch wegen der Atomwaffen. Was machen wir, wenn Putin die einsetzt?«

Renate Wenzel verfolgt das Weltgeschehen am Fernseher. »Wenn es zu schlimm wird, mache ich den Apparat aus. Wie neulich, als sie diese bitterlich weinende alte Frau gezeigt haben.«

Die Reaktionen auf die Kriegsbilder sind in der Generation 80+ unterschiedlich. Manche von ihnen reden über die eigenen Erfahrungen, andere blenden sie aus. Doch wie sollen wir als Gesellschaft und als Gemeinden mit ihnen in der aktuellen Krise umgehen? Der Gerontologe Hartmut Emme von der Ahe, Jahrgang 1964, hat schon vor sieben Jahren in Minden das Projekt »Alter und Trauma« ins Leben gerufen. Emme geht davon aus, dass 40 bis 50 Prozent der Menschen aus der Kriegsgeneration von Erfahrungen mit traumatisierendem Charakter betroffen sind. »Es ist kein Zufall, dass das im letzten Lebensabschnitt wieder aufbricht.« Die Erlebnisse, die viele damals gemacht haben, waren überwältigend und geprägt von starker Ohnmacht. Weil viele im Alter hilfsbedürftig seien, werde diese »emotionale Schleife« wieder angesprochen, wie Emme es nennt. Was dann hilft? »Empathisches Zuhören.«

Wenzel erzählt an diesem Nachmittag von ihrer Unruhe, die ein Leben lang geblieben ist. Sie hat gelernt, damit zu leben. Was ihr geholfen hat?

»Musik. Wenn ich Beethovens Violinkonzert höre, möchte ich mich hinknien und die Hände falten.« Wenzel hat Geige im Wilhelmshavener Sinfonieorchester gespielt, einem Laienorchester. »Musik hilft gegen Angst. Und in den Wald gehen – er gibt mir Geborgenheit.«

Geborgenheit geben, das können auch die Menschen, indem sie mit Respekt zuhören.

»Wir sehen uns am Freitag beim Klezmerkonzert in der Kirche«, sagt Wenzel am Ende des Gesprächs, »ich freue mich schon.«

Ja, so soll es sein: sich erinnern, aber auch, sich wieder auf das Leben freuen.

WEITERE INFOS: WWW.ALTERUNDTRAUMA.DE



## ›So einen Wahnsinn kann doch niemand wieder wollen.«

**Fast sein ganzes berufliches Leben hat Peter Tobiassen dem Frieden gewidmet und Kriegsdienstverweigerer unterstützt, bis die Wehrpflicht ausgesetzt wurde. Doch nach dem Einmarsch der russischen Truppen in die Ukraine wird plötzlich über die Wiedereinführung der Wehrpflicht debattiert. Und jetzt? Engagiert sich der Ruheständler Tobiassen weiter für den Frieden. Ehrenamtlich.**

TEXT UND FOTOS: ANNETTE KELLIN

# W

ie ist das möglich? Alles erreicht – und alles verloren? Aber stimmt das überhaupt?

Fragt man Peter Tobiassen, wie es ihm gerade geht, atmet er erst einmal tief durch, bevor er antwortet: ›Persönlich gut, sehr gut sogar. Aber politisch bin ich sehr enttäuscht.« Der 66-jährige studierte Sozialarbeiter führte mehr als 30 Jahre lang die ›Zentralstelle für Recht und Schutz der Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen«, kurz: Zentralstelle KDV. Präsidentin des Vereins war über viele Jahre die ehemalige hannoversche Landesbischofin Margot Käßmann. ›Wir waren

Lobbyorganisation und Backoffice für die rund 1.800 Kriegsdienstverweigerer-Berater\*innen in ganz Deutschland. Meist waren es Pastorinnen und Pastoren, evangelische wie katholische«, erklärt er. Viele junge Männer hätten damals nicht zum Wehrdienst gewollt. ›Anfangs waren es weniger als fünf Prozent eines Jahrgangs, zum Schluss mehr als fünfzig Prozent.«

Tobiassen hat sich stark gemacht für die Rechte der Kriegsdienstverweigerer und gefordert, die Wehrpflicht abzuschaffen. Die ist nun seit 2011 ausgesetzt, und so hat sich die Zent-

ralstelle KDV aufgelöst – und Tobiassen war seinen Job los. Er hatte das Ziel erreicht, das in der Satzung der Zentralstelle festgelegt war. ›Es gehört zu den vornehmsten Aufgaben eines Sozialarbeiters, sich selbst überflüssig zu machen«, sagt er und schmunzelt. ›Das habe ich hinbekommen. So etwas ist nur wenigen Sozialarbeitern vergönnt.«

Seit elf Jahren muss nun niemand mehr gegen seinen Willen zur Waffe greifen. Doch seit Beginn des Krieges in der Ukraine werden die Rufe nach einer erneuten Aufrüstung und Wehrpflicht wieder laut. Tobiassen macht das wütend und nachdenklich zugleich: ›Ich habe das Gefühl, ins Jahr 1981 zurückkatapultiert worden zu sein.« Seine Stirn legt sich in Falten, als er von damals erzählt: vom *Kalten Krieg*, vom Nato-Doppelbeschluss, der sowohl die Stationierung von mit Atomsprengköpfen ausgestatteten Mittelstreckenraketen vorsah als auch eine kontrollierte Aufrüstung, und davon, wie unversöhnlich sich Ost und West gegenüberstanden. ›So einen Wahnsinn kann doch niemand wieder wollen«, sagt er und erinnert äußerlich gelassen an etliche brisante Situationen, die nur durch Glück nicht im Atomkrieg endeten.

Doch ab 1985, mit Michael Gorbatschow, dem langjährigen Generalsekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und späteren Staatspräsidenten, änderte sich die Politik: Ost und West näherten sich an, Abrüstungsverträge wurden geschlossen. ›Nach der Wende und Wiedervereinigung Deutschlands haben sich alle Friedensorganisationen für die Abschaffung der Wehrpflicht ausgesprochen«, sagt Tobiassen. Es freue ihn noch immer, dass sich alle Argumente, die für eine Wehrpflicht angeführt wurden, im Nachhinein als haltlos herausgestellt hätten.

Was ihn allerdings nach wie vor fuchsig macht, ist die Vernachlässigung der zivilen Friedensarbeit. ›Die Milliarden, die man jetzt zusätzlich ins Militär pumpt, werden nichts besser machen. Hätten wir die 100 Milliarden Euro vor fünf Jahren in die Bundeswehr investiert, hätte das Russland auch nicht davon abgehalten, die Ukraine zu überfallen.« Das Verteidigungsministerium schicke zudem Jugendoffiziere in die Schulen, die den jungen Leuten nur die militärgestützte Sicherheitspolitik Deutschlands nahebringen sollen. ›Es gibt auch das *Zentrum für internationale Friedenseinsätze* des Außenminis-

teriums, doch deren zivile Arbeit ist ziemlich unbekannt. Das muss sich dringend ändern. Beide Institutionen sollen gleichberechtigte Säulen unserer Sicherheitsstruktur sein, nur spürt man davon bislang ziemlich wenig«, erklärt Tobiassen. In Mali zum Beispiel seien gerade mal 40 Personen im Bereich der zivilen Konfliktbearbeitung beschäftigt, die Bundeswehr stocke ihr Personal auf 1.400 Soldatinnen und Soldaten auf. ›So kommen wir nicht weiter«, sagt Tobiassen und fordert dringend mehr Fachkräfte in der zivilen Konfliktbewältigung.

›Mein ganzes Berufsleben lang habe ich mich mit Fragen zu Krieg und Frieden beschäftigt – immer im Umfeld der Kirche. Ich bin zutiefst überzeugt davon, dass es ohne Militär geht. Dafür ist eine Sicherheitsarchitektur nötig, auf die sich alle europäischen Staaten einigen. Und zu Europa gehört Russland eben auch«, sagt er. Eine solche Sicherheitsarchitektur habe auch mit Militär zu tun, aber viel mehr noch mit einem Instrumentarium ziviler Konfliktbearbeitung, das politisch ebenso viel Gewicht entwickeln könne wie bisher das Militär. ›Die 1995 gegründete OSZE ist ein guter Anfang. Wir müssen lernen, so zu handeln, dass die Interessen aller gewahrt werden. Nur dann kann Frieden gelingen.«

Die in den vergangenen Tagen von Bundeskanzler Olaf Scholz vielfach beschworene ›Zeitenwende« hätte für Tobiassen, den Fachmann für Friedensarbeit, eigentlich bedeutet, dass man eine Diplomatie entwickelt, die Entwicklungen zu gewaltsamen Überfällen rechtzeitig erkennt und Eskalationen im Keim erstickt.

Also alles wieder von vorn? ›Sieht so aus. Es wird hart werden, die Politik wieder dazu zu bringen, zivile Wege zu gehen.« Hinschmeißen kommt für ihn aber nicht in Frage. Jetzt im Ruhestand geht die Friedensarbeit für Tobiassen ehrenamtlich im Forum Ziviler Friedensdienst weiter. ›Ja klar, was sonst? Wir sind schließlich dazu da, die Welt ein Stück besser zu machen, damit Menschen in Frieden leben können.«

### Peter Tobiassen

stammt aus Neuenburgerfeld. Nach der Fachhochschulreife absolvierte er seinen Zivildienst in einem Bremer Kinderladen und studierte anschließend Sozialarbeit. Bereits damals engagierte er sich in der Zentralstelle für Recht und Schutz der Kriegsdienstverweigerer, in der er später Geschäftsführer wurde. Nach Aufhebung der Wehrpflicht und Auflösung der Zentralstelle KDV leitete er bis Ende 2020 das Evangelische Bildungswerk Ammerland. Tobiassen ist verheiratet, hat zwei erwachsene Töchter und drei Enkelkinder.



›Wir müssen lernen, so zu handeln, dass die Interessen aller gewahrt werden. Nur dann kann Frieden gelingen.«



# Aufbruch in die Vergangenheit

**22 Jahre ist es inzwischen her, dass Pfarrer Fridtjof Amling zum ersten Mal eine Gemeinde in Moskau übernahm. Im September – so der Plan – will er mit seiner Familie noch einmal dorthin. Doch ob es klappt, ist angesichts des Krieges ungewiss.**

TEXT: ANNETTE MUSCHALIK

**S**eit Russland in den frühen Morgenstunden des 24. Februars einen Großangriff auf die Ukraine startete, ist nichts mehr wie zuvor. Die Lage in der Welt – sie ist unsicher geworden, auch für Fridtjof Amling, seine Frau und ihre gemeinsame 17-jährige Tochter. ›Wir waren bestürzt, als wir von dem Einmarsch erfuhren. Weder wir noch unsere Freunde hätten das für möglich gehalten.‹ Trotzdem: An dem knapp zwei Monate zuvor von der Familie gefassten Entschluss, zum 1. September in die Emmausgemeinde nach Moskau zu ziehen, haben diese Ereignisse nichts geändert.

Für den 58-Jährigen wäre es nach 2000 nun das zweite Mal, dass er die Pfarrstelle in Moskau übernimmt. Viele Kontakte zur einheimischen Bevölkerung bestehen seit dieser Zeit. Durch gegenseitige Besuche und ein dreimonatiges Kontaktstudium in St. Petersburg sind weitere hinzugekommen. Allerdings: Die Gemeindeglieder werden zu 90 Prozent unbekannt sein – für Amling jedoch eine wichtige Voraussetzung für eine erneute Bewerbung. ›Da sich die Gemeinde in erster Linie aus deutschen Staatsangehörigen zusammensetzt, die als Botschaftsmitarbeitende, Studierende oder Arbeitnehme-

rinnen und Arbeitnehmer deutscher Firmen nur eine gewisse Zeit in Moskau leben, ist die Fluktuation groß – und damit ist es praktisch eine neue Gemeinde. Abgesehen davon hat es uns alle drei gereizt, noch mal etwas Neues zu beginnen und in das Großstadtgetümmel Moskaus einzutauchen, das ich sehr mag.‹

Viele Wochen sind seit dem Beginn des Krieges vergangen. Die Hoffnung auf ein schnelles Ende hat sich nicht erfüllt. Sanktionen gegen den russischen Staat beeinträchtigen auch das Leben seiner Bevölkerung. Aber, so heißt es aus der Emmausgemeinde, eine deutschfeindliche Stimmung sei auf den Straßen nicht zu spüren.

Die Gottesdienste werden dann wieder im geschützten Raum der Botschaft stattfinden, was vor dem Hintergrund russischer Zensur eine ganz neue Bedeutung bekommen hat. Acht Stunden in der Woche wird der Pfarrer außerdem Religion an der Deutschen Schule unterrichten. Unterkommen wird die Familie in derselben Wohnung wie beim ersten Mal. Es ist also ein bekanntes Umfeld, und darin sieht Fridtjof Amling einen großen Vorteil. ›Wir kennen die Mentalität der Menschen und wissen, wie sie mit politischen Themen umgehen‹, sagt Amling. Ganz entscheidend seien auch ihre Sprachkenntnisse. ›Meine Frau ist in Kasachstan aufgewachsen und spricht fließend Russisch, und auch ich kann mich mittlerweile gut verständigen.‹

Eine Frage aber bleibt: Wie soll man umgehen mit Menschen, die angeblich zu 80 Prozent hinter der Aggression ihres Präsidenten stehen? ›Letztlich nicht anders als hier in Deutschland‹, erklärt der Pfarrer, der seit 2009 die Gemeinden Dinklage und Wulfenau betreut: ›Menschen, die den Krieg vehement befürworten, habe ich ja auch in meiner jetzigen Gemeinde. Bei solchen Gesprächen ist es wichtig, eine Atmosphäre zu schaffen, die es erlaubt, später wieder ein Bier zusammen zu trinken. Das heißt nicht, das Thema zu bagatellisieren, aber es darf eben nicht darin enden zu sagen: *Mit dir will ich nichts mehr zu tun haben.*‹ Es sei seine Aufgabe, für das menschliche Miteinander zu sorgen.

Deshalb versuche er die Dinge auf die wesentlichen Fakten herunterzubrechen – zum Beispiel, indem er auf die UN-Charta verweise, die die Unverletzlichkeit der Grenzen vorsehe, und die auch Russland unterschrieben habe. ›Aber viel wichtiger ist die Frage: Was darf ich als Mensch? Wann – wenn überhaupt – darf ich einen anderen Men-

schen töten? An diesem Punkt darf man nicht lockerlassen.‹ Selbst in Deutschland, in dem die freie Rede ein stark geschütztes Gut ist, gelinge das nur schwer und koste darüber hinaus auch viel Zeit. Wie dies in Moskau funktionieren solle, sei ungewiss. ›Vielleicht ist das genau der Grund, warum ich an dem Wechsel festhalte: herauszufinden, wie ich mich unter den Bedingungen eines anderen Systems positionieren kann und wie ich damit umgehe, ohne mich zu verbiegen.‹

Auf sechs Jahre ist die Stelle in Moskau befristet. Es könnte die letzte vor Amlings Pensionierung sein. Im Moment aber gibt es vor allem noch viele ungeklärte Fragen: Wie wird die Versorgung mit Bargeld aussehen, da das einfache Abheben am Automaten aufgrund der Sanktionen schwierig ist? Und wie oft werden Besuche in der Heimat möglich sein, wo Eltern, Schwiegereltern, Sohn und die älteste Tochter mit der Enkeltochter zurückbleiben? Direktflüge sind derzeit nicht möglich, die Kosten für die Reise dadurch drastisch gestiegen.

Sicher ist für den Theologen nur, dass er den Mitgliedern seiner neuen Gemeinde menschlich wie seelsorgerisch zur Seite stehen will. Denn es ist klar: Der Krieg beschäftigt die Gemeinde in Moskau aufgrund der räumlichen Nähe noch viel stärker als hierzulande. Amling will aber auch das Gespräch mit der Bevölkerung und seinen Bekannten und Ansprechpartnern in der russisch-orthodoxen Kirche suchen, denn, ›wenn gar nichts mehr geht, dann müssen doch wenigstens die Kirchen noch miteinander reden können.‹



›Wenn gar nichts mehr geht, müssen wenigstens die Kirchen noch miteinander reden können.‹



**Fridtjof Amling**

wurde 1963 in Bonn geboren und wuchs in Delmenhorst auf. Nach dem Studium der Evangelischen Theologie in Bonn, Wien und Göttingen führte ihn seine Vikariatszeit nach Oldenburg und Görlitz. Seit 1993 hat er Pfarrstellen in Wilhelmshaven, Idafehn und Nordenham übernommen, bevor er mit seiner Frau Galina im September 2000 erstmalig in die Emmausgemeinde nach Moskau wechselte. Hier wurden 2001 sein Sohn und 2005 die jüngste Tochter geboren. Zur Familie gehört auch die ältere Tochter Irina mit der Enkeltochter Victoria.

Seit 2009 ist der Theologe, der in seiner Freizeit gerne Tischtennis und Schach spielt, Pfarrer der Ev.-luth. Kirchengemeinde Dinklage.

# Darf man für einen ›gerechten Frieden‹ Waffen liefern? Muss man es sogar?

Überlegungen zu friedensethischen Herausforderungen durch den Krieg in der Ukraine von Pfarrer Olaf Grobleben

Als die russischen Streitkräfte völkerrechtswidrig die Ukraine überfallen haben, zertrümmerten sie die gültige europäische Sicherheitsordnung. Die Folge: Unter dem Eindruck dieses Krieges sprechen sich die Menschen in vielen Staaten der Welt mehrheitlich für Waffenlieferungen aus.

Auch die christlichen Kirchen in Deutschland sind tief verunsichert; der bewaffnete Konflikt spielt sich quasi vor unserer Haustür ab. Müssen wir also neu lernen, Krieg zu führen? Und: Müssen wir über eine Neupositionierung der evangelischen Friedensethik nachdenken?

Die evangelische Friedensethik begleitet gesellschaftliche und politische Prozesse aus einer kritischen und konstruktiven Grundhaltung heraus. Ihr Leitbild: der ›gerechte Frieden‹ – formuliert und festgehalten 2007 in der EKD-Friedensdenkschrift. Auf dieser Grundlage sollen Konflikte verstanden und beschrieben werden. Dies sind die vier Kernpunkte:

Ein ›gerechter Frieden‹ geht erstens von einer vorrangigen Option der Gewaltlosigkeit aus und versteht Frieden zweitens als einen mehrdimensionalen und langfristigen Prozess. Dieser Frieden soll drittens durch eine internationale Rechtsordnung weiter gesichert werden. Und viertens akzeptiert dieser Frieden unter bestimmten Bedingungen wie dem Prinzip der Verhältnismäßigkeit der eingesetzten Mittel einen begrenzten Einsatz rechtserhaltender Gewalt als *ultima ratio*.

In diesem Zusammenhang hilft ein Blick auf Art. 16 der Confessio Augustana von 1530 ›Von der Polizei (Staatsordnung) und dem weltlichen Regiment‹. Demnach stellt die Beteiligung an der Ausübung militärischer Gewalt eine christlich akzeptierte Möglichkeit dar, sofern dies dem Erhalt des Rechtes bzw.

der Bewahrung oder der Herstellung des Friedens dient und kein individueller Gewissensvorbehalt geltend gemacht wird. Ein Recht auf bedingungslose Notwehr kann damit also nicht begründet werden. Doch in friedensethischer Perspektive zielt das 5. Gebot ›Du sollst nicht töten‹ nicht nur auf den Verzicht eigener Tötungshandlungen ab, sondern umfasst auch das Recht, von Dritten nicht getötet zu werden. Mit dieser Sichtweise verbindet sich die Haltung auch vieler Verantwortlicher in der Kirche, Waffenlieferungen zu legitimieren, auch wenn diese auch zu einer Eskalation von Gewalt beitragen können: Nicht nur wer Waffen liefert, sondern auch, wer es nicht tut, kann schuldig werden.

Im Ukraine-Krieg hat der Aggressor das Rechtsverhältnis einseitig gekündigt. Damit muss das Prinzip der Rechtsförmigkeit des Friedens weiterentwickelt werden, etwa durch entwicklungspolitische Maßnahmen oder Initiativen zur Völkerverständigung. Dies scheint eine sehr aktuelle Herausforderung der evangelischen Friedensethik darzustellen.

Der christliche Glaube setzt sich für den Frieden ein und will Hass überwinden. Wir dürfen auf die Bergpredigt vertrauen: ›*Selig sind, die Frieden stiften, denn sie werden Gottes Kinder heißen.*‹ (MATTH. 5,9)



**Olaf Grobleben**

ist Pfarrer und Beauftragter für Ökumene, interreligiöse und weltanschauliche Fragen in der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg.

# Die Welt ist nicht mehr, wie sie war

Konfrontiert mit zwei tief greifenden globalen Umbrüchen innerhalb kürzester Zeit stellt sich die Frage: Wie sollen wir mit den Zeitenwenden umgehen? Und welche Chancen stecken in ihnen? Die Philosophin Helena Esther Grass hat nach Antworten gesucht und sie unter anderem bei Theodor W. Adorno gefunden.

Der Begriff *Zeitenwende* beschreibt gemeinhin nicht nur den Beginn einer neuen Zeit, sondern auch das Ende einer vertrauten Epoche. Diese Veränderung ist radikal: Denn wir werden in eine ganz neue Phase katapultiert – mit einer anderen Logik und anderen Herausforderungen. Und so finden wir uns in einer Situation wieder, die wir nicht gewählt haben und der wir uns dennoch stellen müssen.

Gegenwärtig sind wir gleich mit zwei tief greifenden Umbrüchen konfrontiert, die unser Selbst- und Weltverständnis grundlegend infrage stellen: der Corona-Pandemie und dem Ende des zwischenstaatlichen Friedens in Europa.

Bereits 2020 fragten der Jurist Michel Friedman und der Soziologe Harald Welzer in ihrem Buch *Zeitenwende – Der Angriff auf Demokratie und Menschenwürde*, ob wir mit der Corona-Krise einen richtungsweisenden *Epochenbruch* erlebten, der grundlegende Fragen des gesellschaftlichen Zusammenlebens und der politischen Gestaltung aufwerfe. Denn die Selbstverständlichkeiten eines funktionierenden Gesundheitssystems und unbeschwerten Zusammenlebens wurden mit dem Beginn der Corona-Pandemie abrupt entzaubert.

Der Angriff Russlands auf die Ukraine im Februar dieses Jahres markiert einen weiteren fundamentalen Bruch mit einer sicher geglaubten Selbstverständlichkeit: der stabilen Friedensordnung in Europa. Bundeskanzler Olaf Scholz sprach drei Tage nach Kriegsbeginn eindringlich von einer *Zeitenwende*, auf die die deutsche Außen- und Sicherheitspolitik reagieren müsse. Die Bundeswehr, in den letzten Jahrzehnten im öffentlichen Diskurs eher als Anachronismus behandelt, soll nun als moderne Verteidigungsarmee mit hohem Sonderetat des Bundes reformiert werden – ein Szenario, das vor Kriegsbeginn undenkbar gewesen wäre. Auch Rüdiger von Fritsch, bis 2019 deutscher Botschafter in Russland, analysiert in seinem im Mai 2022 erschienenen Buch *Zeitenwende: Putins Krieg und die Folgen* diejenigen Faktoren, die zu einem Ende der als sicher geglaubten Friedensordnung geführt haben.

Erst Corona, jetzt der Krieg: Zwei Zeitenwenden, die uns kurz hintereinander jeweils mit einer solchen Wucht überrollt haben, dass wir uns fragen müssen, ob wir zuvor nicht ein wenig naiv waren, ein wenig zu selbstvergessen in unserer Blauäugigkeit. Kann dieses unbequeme und teils schockierende Aufbrechen des als selbstverständlich Geglaubten uns nicht dazu anleiten, unsere grundlegenden Verständnisse zu hinterfragen und neue Ideen und Entwürfe hinsichtlich einer Gesellschaft zu entwickeln, in der wir leben wollen? Kann nicht auch die Krise ein durchaus *produktiver Zustand* sein, wie es schon der Schriftsteller Max Frisch formuliert hat? Es geht nicht um Schönfärberei oder um eine Banalisierung des Schrecklichen. Doch ist nicht grundsätzlich und vorbehaltlos zu fragen, wozu sowohl die Corona-Krise als auch das Ende der Friedensordnung in Europa einen Anstoß geben könnten?

In seinem kleinen Text *Wozu noch Philosophie* schreibt Theodor W. Adorno, Philosophie sei *die bindende Verpflichtung zur Unnaivität*. Dabei geht es darum, uns von der Sorglosigkeit und Gedankenlosigkeit des Alltags zu distanzieren und stattdessen unvoreingenommen nachzudenken und dabei unseren eigenen Standpunkt immer zu reflektieren. Das könnte bedeuten, dass wir vertraute Deutungen und Verständnisse als überkommen betrachten müssen. Dass es unbequem wird, weil wir neue, vielleicht unerwünschte Urteile fällen werden, die uns aber letztlich der Sache näherbringen.

Vielleicht sollten wir uns heute – vor dem Hintergrund einer Zeitenwende – ans philosophische Denken wagen.



**Helena Esther Grass**

ist Mitinhaberin der Adorno-Forschungsstelle am Institut für Philosophie an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

## Virtuelle Protestmärsche

Wie sinnvoll ist es, im Netz gegen den Krieg in der Ukraine zu demonstrieren?, fragt sich Pfarrerin Jennifer Battram-Arenhövel. Hat der digitale Widerstand überhaupt eine Wirkung? Trotz ihrer Zweifel hofft sie auf eine Menschenkette – digital und analog.



Is Putin eigentlich bei Instagram? Oder zeigt ihm jemand aus seinem Team, was die Menschen in der Welt über ihn und seine Politik im Netz veröffentlichen? Ich bin mir nicht sicher. Vermutlich ist er nicht wirklich scharf drauf zu sehen, was ich und andere dort so schreiben. Zumindest ist er keiner meiner Follower. Was also bringt es dann, wenn ich in meinem Feed die ukrainische Flagge integriere? Wem nützt es, wenn ich in meiner Story ein Gebet zur Versöhnung teile? Gedanken wie diese treiben mich um, während ich den Feed runterscrolle und lauter Posts zu Krieg und Frieden sehe.

Manchmal beschleichen mich Zweifel, wofür ich eigentlich diese Bilder und Texte veröffentliche. Wäre es nicht besser, auf die Straße zu gehen und dort gegen den Angriffskrieg Russlands zu demonstrieren?

Im Internet zu protestieren und mit einem Transparent durch die Straßen zu ziehen, sind verschiedene Formen des Aktivismus, die ich nicht gegeneinander ausspielen möchte. Beide sind wichtig und beide haben ihre Berechtigung. Aber bringt dieser Aktivismus auf meinen Social Media-Kanälen etwas? Oder mache ich es mir damit zu leicht?

Die Äußerungen in Sozialen Medien bieten vielen Menschen die Möglichkeit, sich überhaupt politisch oder aktivistisch zu Wort zu melden.

Wer wegen einer körperlichen Beeinträchtigung oder aus anderen Gründen nicht demonstrieren kann, positioniert sich im Netz. Hier werden Diskussionen geführt und Meinungen gebildet. Mit meinen Posts kann ich anderen zeigen, wofür ich stehe und welche gesellschaftlichen oder politischen Fragen mich umtreiben. Manchmal entstehen daraus Gespräche, die alle weiterbringen. Ab und zu kann ich Menschen auf ein Problem aufmerksam machen, das sie vorher nicht kannten, weil sie selbst nicht betroffen waren. Ich zeige eine klare Kante und stehe für meine Überzeugungen ein, auch wenn ich dafür persönliche Nachrichten mit Beschimpfungen bekomme.

Gerade als Mitarbeiterin der evangelischen Kirche ist es meiner Meinung nach wichtig, sich für Frieden und Toleranz in allen Bereichen des Lebens einzusetzen. Instagram und Twitter sind davon nicht ausgenommen. Vielen Menschen begegnen dort Hass und Ausgrenzung. Meine Posts sollen helfen, ein anderes Klima zu schaffen.

Und was ist jetzt mit dem Krieg? Ich poste Aufrufe zum Friedensgebet, teile Appelle mit Bitten um praktische Hilfe und bete dafür, dass dieser Krieg ein Ende findet. Ich hoffe, dass andere es mir gleichtun und wir eine digitale und analoge Menschenkette bilden, die sich für den Frieden engagiert – auf der Straße und im Internet.

Mit dieser Folge endet die Kolumne#Glaube.

# WE WANT YOU!

## Social Media-Manager/in (m/w/d) im Ehrenamt



### Das sind wir

Unser Markenname ›Ev.-luth. Kirchengemeinde Blexen‹ klingt vielleicht etwas angestaubt. Doch dahinter steht ein bunter, altersgemischter Haufen aus engagierten Leuten, die mit offenen Augen durchs Leben gehen. Einige von uns werden für ihren Job bezahlt, die meisten aber sind ehrenamtlich in ihrer Freizeit dabei. Und perfekt ist übrigens niemand von uns.

So unterschiedlich wir auch sind, uns verbindet eine gemeinsame Mission: Wir wollen Menschen zusammenbringen und für die da sein, denen das Leben (zu) viel aufbürdet. Dabei trägt und begleitet uns der Geist, den Jesus in die Welt gebracht hat.

Ach ja, eine Wahnsinnsgeschichte haben wir auch noch zu bieten, denn unsere Kirche ist 1.000 Jahre alt, und darauf sind wir mächtig stolz.

### Das ist dein Job

Wir tun schon ziemlich viel, um mit den Leuten um uns herum in Kontakt zu kommen – und es auch zu bleiben. Aber da geht noch mehr, viel mehr! Und dafür suchen wir dich.

- Du entwickelst gemeinsam mit uns ein Social Media-Konzept, baust die Kommunikation über Facebook und Instagram auf und betreust ehrenamtlich die neuen Kanäle.
- Du bist Teil unseres Teams und entscheidest natürlich auch mit über unsere Strategie.
- Du hilfst uns mit deiner Kreativität, nachhaltig zu kommunizieren.

### Dein Profil

- Du arbeitest gerne im Team und bist neugierig auf uns.
- Du hast Spaß daran, Menschen zusammenzubringen und Gemeinschaft zu leben.

- Du kennst dich mit Social Media aus, beobachtest neue Trends und probierst sie auch begeistert aus.
- Du bist bereit, uns pro Woche etwa vier Stunden deiner Zeit zu schenken.

### Dein Benefit

- Du bist Teil eines interdisziplinären Teams, in dem es Spaß macht, zu arbeiten und Ideen zu entwickeln.
- Du lernst Menschen kennen, die du sonst nicht kennenlernen würdest.
- Dein Ehrenamt füllst du eigenverantwortlich aus.
- Du kannst dich weiterentwickeln und ausprobieren und so auch Erfahrungen für deinen Hauptjob sammeln.
- Du entdeckst viel Neues in einer einzigartigen Region: dem Land zwischen Wesermündung und Jadedeichen.

### Du findest, wir sollten uns kennenlernen?

- Dann freuen wir uns über deine Bewerbung mit
- Namen und Kontaktmöglichkeiten,
  - ein paar Sätzen, warum du die oder der Richtige für uns bist und
  - falls vorhanden: Arbeitsproben und Links zu deinen Profilen.

Wir mögen übrigens auch Initiativbewerbungen für jegliche Art von ehrenamtlicher Tätigkeit.

### KONTAKT:

Pfarrer Dietmar Reumann-Claßen  
Deichstraße 10, 26954 Nordenham-Blexen  
Telefon: 04731/31139  
E-Mail: reumann-classes@kirche-blexen.de

**vrk+**

Versicherer im Raum der Kirchen

Kfz-Versicherung wechseln.  
Beitrag sparen. CO2  
reduzieren.

*Stadt Oldenburg und Rastede*

**Mathias Laing**, Generalagenturleiter

Telefon 04492 919530

*Ammerland*

**Werner Runde**, Generalagenturleiter

Telefon 05951 902424

*Friesland, Wilhelmshaven und Wesermarsch*

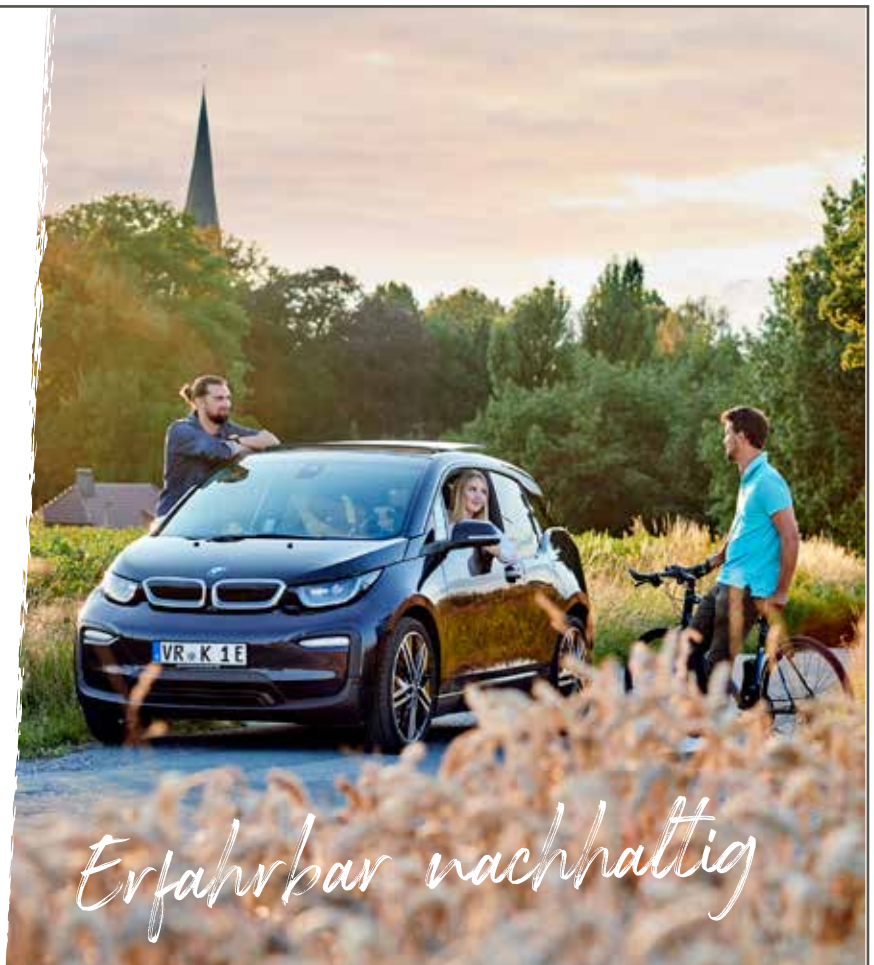
**Thorsten Gießelmann**, Agenturleiter

Telefon 04944 9204809

*Landkreis Oldenburg/Delmenhorst und Wildeshausen*

**Dirk Oberheim**, Hauptagenturleiter

Telefon 04221 2926579



**Ukraine: Bitte helfen Sie mit Ihrer Spende!**

Diakonie Katastrophenhilfe, Berlin, Evangelische Bank  
IBAN: DE68 5206 0410 0000 5025 02, Stichwort: Ukraine Krise  
[www.diakonie-katastrophenhilfe.de/spenden](http://www.diakonie-katastrophenhilfe.de/spenden)

Mitglied der  
**actalliance**

**Diakonie**   
**Katastrophenhilfe**